

## Buchbesprechungen

### Eine bislang nicht erzählte Kehrseite

JÜRGEN GOTTSCHLICH & DILEK ZAPTÇIOĞLU-GOTTSCHLICH: **Die Schatzjäger des Kaisers. Deutsche Archäologen auf Beutezug im Orient**, Ch. Links Verlag, Berlin 2021, 336 Seiten, 25 EUR

Denkmäler von Kolonialherren werden gestürzt, Museen umbenannt, Sammlungen umsortiert, Beutekunst wird zurückgefordert und zunehmend auch -gegeben; wir leben mitten in einem Paradigmenwechsel im Verhältnis der Kulturen und Identitäten. Höchste Zeit, den Fokus auch auf jene Männer zu richten, die im 19. Jahrhundert begannen, Stätten antiker Hochkulturen zu erkunden, auszugraben und die Fundstücke ins Ausland zu schaffen. Waren sie »Helden der Wissenschaft« oder doch vor allem »Beutemacher«, skrupellose »Schatzjäger«?

Die Historikerin, Journalistin und Autorin Dilek Zaptçioğlu-Gottschlich und Jürgen Gottschlich, Mitbegründer der »taz«, heute deren Türkei-Korrespondent und freier Journalist, beide seit langem in Istanbul ansässig, haben sich der Sache angenommen und genau hingeschaut, wer diese Pioniere der Archäologie waren, was sie taten und mit welchen Motiven. Sie durchleuchten die alte Schwarz-Weiß-Erzählung von heroischen deutschen Archäologen auf der einen und »ignoranten, unwissenden einheimischen Barbaren« auf der anderen Seite, wie sie im Vorwort postulieren, und stellen sie »vom Kopf auf die Füße« (S. 9).

Während Briten und Franzosen schon seit Ende des 18. Jahrhunderts antike Architektur- und Kunstschatze an sich brachten und außer Landes schafften, vor allem in die großen Kolonialmuseen in London und Paris, begann mit dem Straßenbauingenieur Carl Humann erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Deutscher in staatlichem Auftrag im Osmanischen Reich zu graben. Zunächst lag das Interesse der Berliner Museen noch in Athen, sah man sich im Kontext der »hellenistischen Idee« doch als »Vollender der griechischen An-

tike« (vgl. S. 29). Dann aber erkannte der neue Direktor der Antikensammlung Berlin, Alexander Conze, den Wert der ersten beiden von Humann aus Pergamon geschickten Marmorplatten und beauftragte ihn 1878, »möglichst ohne Aufsehen« zu graben (vgl. S. 31). So uneigennützig Humann und Conze auch waren, so wenig diente ihr »Projekt Pergamonaltar« in erster Linie wissenschaftlicher Erkenntnis, sondern »vor allem dem Ruhme des kaiserlichen Deutschen Reiches«, denn dem Nachzügler unter den europäischen Großmächten mangelte es »im Vergleich zu Paris und London an Kunstwerken von Weltgeltung« (S. 32). Damit begann eine kaum 40 Jahre währende Phase archäologischer Tätigkeit mit Abtransport antiker Kulturgüter aus dem Orient nach Berlin.

Die frühen Ausgräber empfanden sich durchweg als »Retter und Bewahrer« der Schätze, zumal die Kaiser Friedrich III. und Wilhelm II. mit ihrem großen Interesse an der griechischen Antike hinter ihnen standen, Grabungen wie auch Abtransport maßgeblich mitfinanzierten und durch diplomatische Interventionen unterstützten. Das Autorenpaar schildert die politischen und wirtschaftlichen Hintergründe im Osmanischen Reich, das Modernisierungsbestreben im frühen 19. Jahrhundert, die Folgen internationaler Abkommen und des Umbaus des Militärs. Ausführlich gehen sie auf den ehemaligen Janitscharen-Offizier Fethi Pascha ein, der nach diplomatischer Mission in Paris und Wien, wo er das moderne Museumswesen kennenlernte, bereits 1846 das erste Museum in Istanbul einrichtete: eine Galerie für »antike Werke und alte Waffen« in der Hagia Irene (vgl. S. 77).

Zu den ersten im Westen ausgebildeten Mitgliedern der osmanischen Elite gehörte auch

Osman Hamdi Bey, den heute die meisten nur noch als Maler kennen. Ausgebildet in Paris, gründete er das archäologische Museum in Istanbul und legte, um nicht länger auf ausländische Expertise angewiesen zu sein, auch den Grundstein für die renommierte Istanbuler Kunstakademie. Das Buch zeichnet ein wunderbares Portrait dieser humanistischen Schlüsselfigur auf dem Weg der Osmanen zur Moderne. Seiner beharrlichen Initiative waren die Antikengesetze zu verdanken, die ab 1858 schrittweise Regeln für Grabungen einführten, 1874 auch für die Fundteilung: je ein Drittel sollten der Ausgräber, der Bodeneigentümer und der Sultan erhalten. Das passte den ausländischen Schatzjägern, die bis dahin frei schalten und walten konnten, gar nicht; mit Bestechung und Betrug brachten sie weiter so viel wie möglich ins Ausland – bis die Gründung der türkischen Republik 1923 dem ein Ende setzte.

Ein Brief Humanns von 1878 belegt, dass auch er genau wusste, dass der Abtransport der Reliefs von Pergamon illegal war: »Bevor die Sache ruchbar wird« und »in starken Kisten verpackt« sollten die Friesplatten »nach Smyrna« gehen, sodass »nachher kein Mensch weiß, wo sie geblieben sind« (S. 41f.). Wirtschaftlich vor dem Ruin stehend, verschuldet und finanziell von den europäischen Großmächten verwaltet, sah der Sultan sich mehrfach gezwungen, auf Forderungen der Europäer einzugehen und auch das letzte Drittel antiker Fundstücke abzugeben, ja, herzuschenken. Proteste osmanischer Würdenträger wiesen die Europäer zurück, schließlich handele es sich nicht um türkisch-islamische Kunst, sondern um Werke aus der hellenistischen und römischen Epoche, auf die der Sultan keinen Anspruch habe.

So kam der Altar nach Berlin und wurde Namensgeber für das Pergamon-Museum, dessen Bau allerdings eine Geschichte für sich ist: Streitigkeiten um das Ausstellungskonzept zu Beginn, notwendige Erweiterung mit Ankunft weiterer Funde, etwa des Markttors aus Milet und der babylonischen Prozessionsstraße, Stilllegung im Ersten Weltkrieg, als auch im Orient alle Grabungen ruhten, später weitgehende Zerstörung im Zweiten Weltkrieg, heute erneut

Umbau – kurz: Der Altar wie auch die später unter nicht weniger illegitimen Umständen herbeigeschaffte Nofretete-Büste waren insgesamt nur kurze Zeit zu besichtigen.

Für Zaptçioğlu und Gottschlich schließt sich die Frage an, ob Museen, wie sie derzeit in Berlin im Umbau sind, überhaupt noch als zeitgemäß gelten können, sind sie doch, wie ihre Pendants in London und Paris, »immer noch eine Verlängerung des Museumsgedanken aus dem 19. Jahrhundert und reflektieren vor allem, wie Europa als damalige Weltmacht den Rest der Welt sah und sich dessen kulturelle Überlieferungen aneignete« (S. 278). Neben Pergamon schildern sie die Grabungen in Milet, Priene, Hattuša, Babylon, Assur und Ägypten, gehen auf die Rolle deutscher Diplomaten und der »Deutschen Orient-Gesellschaft« ein, verfolgen den Verbleib der Fundstücke und beleuchten die Biografien der wichtigsten Protagonisten. Wobei sie diese keineswegs verurteilen: »Die damaligen Archäologen waren dennoch mehrheitlich ehrenwerte Männer, die nach den Regeln ihrer Zeit handelten.« (S. 300).

Zu guter Letzt richten sie den Fokus auf die Verantwortung für das gemeinsame Weltkulturerbe, um das es sich ja bei all den antiken Fundstücken handelt. Sie treibt die Frage um, wie diese heute jenseits nationaler Interessen der Weltöffentlichkeit am besten zugänglich gemacht werden können. Museen sollten als »Knotenpunkte auf der Weltkarte des kulturellen Erbes der Menschheit« (S. 302). fungieren.

Im September forderte die nigerianisch-amerikanische Schriftstellerin Chimamanda Ngozi Adichie in ihrer Rede zur Eröffnung des Berliner Humboldt-Forums u.a., »unsere Blindheit gegenüber der Vergangenheit zu ändern« und auch »den anderen Teil der Geschichte zu erzählen«, denn: »Eine Geschichte ist nur dann wahr, wenn sie ganz erzählt wird.«<sup>1</sup> Dazu leistet dieses hervorragend recherchierte populäre Sachbuch einen unverzichtbaren Beitrag.

*Sabine Adatepe*

1 Chimamanda Ngozi Adichie: »Wer hat das Recht, den anderen auszustellen?«, in: »Die Zeit« Nr. 40 vom 30. September 2021, S. 57.

## Eine Bresche in der Zeit

VALÉRIE ZENATTI: **Im Bund der Lebenden**, aus dem Französischen von Cordula Unewisse, Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2021, 201 Seiten, 20 EUR

Ein jüdischer Segensspruch lautet: »Möge seine Seele eingebunden sein in den Bund der Lebenden.« In diesem Sinne schrieb Valérie Zenatti dieses Buch über den israelischen Schriftsteller Aharon Appelfeld (1932–2018). Sie selbst wurde in Nizza geboren. Ihre Eltern, aus Algerien stammend, gingen mit der Dreizehnjährigen nach Israel. Später kehrte sie allein zurück nach Frankreich und wurde Übersetzerin aus dem Hebräischen ins Französische. Da die Bücher Appelfelds sie zutiefst ansprachen, suchte sie die Verbindung mit ihm, um seinen Werken so gut wie möglich gerecht zu werden.

Im längeren ersten Teil ihres Buches schildert Zenatti ihr eigenes Leben mit Freunden, Kollegen und ihren beiden Kindern und reflektiert ihre Begegnungen mit Aharon Appelfeld. Er wurde ihr ein älterer Freund, ja sogar eine Art Vater in geistiger Hinsicht. Als er mit 85 Jahren plötzlich stirbt, fühlt sie sich aus der Bahn geworfen und glaubt, es könne ohne ihn nicht weitergehen. Eindringlich beschreibt sie ihre inneren Erlebnisse, die ihr ganz neue Sichtweisen öffneten. Sie wusste viel über ihn: Dass er 1932 in Czernowitz geboren wurde und mit acht Jahren seine Mutter verlor, die von Soldaten in seinem Beisein erschossen wurde, dass er in den Wäldern versuchen musste, zu überleben, und dass er unmittelbar nach Kriegsende nach Palästina auswanderte.

Sie fliegt umgehend nach Tel Aviv. Auf dem Weg dahin hat sie eine wichtige Begegnung: Eben ist im Radio Appelfelds Tod bekannt gegeben worden, und eine junge Frau erkennt sie und legt ihr nahe, nach Czernowitz zu fahren, denn »es wird Sie für etwas ganz Wichtiges empfänglich machen« (S. 15). Aber erst einmal muss sie die unmittelbare Gegenwart bestehen. Da die Beerdigung um einige Tage verschoben wird, hat sie Zeit, ihre Eltern in Beer-Sheva zu besuchen. Ein Zittern hat von ihr Besitz ergriffen, sie fühlt sich krank. Vor allem nachts kommen Bruchstücke aus Gesprächen mit ihm und

aus seinen Büchern zu ihr: wie er von seiner Mutter schrieb und keine andere Möglichkeit hatte, als zu schreiben, um das Unverstehbare zu verarbeiten und doch noch fruchtbar zu machen. Das ist Freiheit, und sie wusste es. Er hatte ihr zu verstehen gegeben, dass Schweigen oft mehr als Worte ausdrücken könne. Die Stille sei »der einzig denkbare Ort für jemanden, der verletzt wurde« (S. 31). Seine bislang mehr als 40 Bücher ermöglichten ihm, bei sich selbst zu sein. Und er glaubte sich noch am Anfang: »Unser Aufenthalt auf der Erde ist nur vorübergehend« (S. 134), hatte er zu ihr gesagt.

Sein Todestag war der 4. Januar. Jetzt lebt sie auf seinen Geburtstag zu, den 16. Februar. Sie zählt die Tage ab, es ist gerade in der Mitte der Zeit, wie in der Mitte einer Furt, sie nimmt sich vor, gegen ihre Traurigkeit, Mutlosigkeit und Angst den Bund der Kräfte des Lebens zu setzen. Sie sucht in seinen Büchern, was ihr bisher nicht zugänglich war. Zum Holocaust hatte er gesagt: »Wir brauchen eine neue Sprache und wir werden das Feuer selbst niemals fassen können« (S. 103). Eine ältere Hausangestellte, obwohl Katholikin, brachte dem Jungen ein jüdisches Gebet aus dem *Schma Jisrael* bei; heimlich, weil er von seinen assimilierten Eltern nichts Derartiges kannte. Damit wappnete sie ihn fürs Leben. Später sagte er: »Was mich zu dem gemacht hat, was ich bin, ist die Verbindung zum Transzendentalen.« (S. 124) Und er sah auch die Shoah als etwas Transzendentales: als das dunkle Gesicht Gottes.

Im zweiten Teil ist Valérie im verschneiten Czernowitz und tastet sich durch die Stadt. Literarische Erinnerungen an Appelfeld, an Paul Celan, den dieser später in Israel kennenlernte, an Marlen Haushofer und Rose Ausländer begleiten sie. Obwohl sie große Angst davor hat, will sie zum schwarzen Fluss, dem Pruth. Tapfer stapft sie durch tiefen Schnee. Sieben wilde Hunde wollen ihr den Weg versperren ... Sie überwindet ihre Angst und geht weiter. Bei-

nahe ist sie am Fluss, Aharon hatte ihn einst voller Toter gesehen. Und dort wartet ein verwarhloster Mann, der jetzt auf sie zugeht ... Der Schrecken zwingt sie zur Flucht.

Doch danach: Sie spürt die Freiheit, die der Treue zu sich selbst folgt. Nun kann sie zurück nach Paris fahren, denn sie war in Aharons Stadt. Nun hat sie keine Angst mehr ohne ihn. Der Schluss ist phantastisch, muss aber hier ungesagt bleiben. Nur so viel: Er hat mit dem Leben zu tun. Das Titelbild deutet an, was der Höhepunkt des Buches sein kann: ein Fuchs, der eine Spaziergängerin wie mit einem Bann belegt, einem Verbot, sein Revier zu betreten.<sup>1</sup>

Das Buch ist die intime Darstellung einer seelisch-geistigen Entwicklung zur inneren Freiheit. Zenatti schreibt in langen Sätzen, die wie assoziative Aneinanderreihungen wirken, was sie wohl auch sein sollen. Manchmal bewegt sie sich im Text sprunghaft, ohne Absatz

an einen völlig anderen Ort, sodass das Mitvollziehen schwierig ist. Davon abgesehen ist ihr Ausdruck und Stil ungewöhnlich, ja genial.

Das fesselnde Buch vermag es, im Leser innere Saiten anklingen zu lassen, und man versteht, was Zenatti an dem alten Schriftsteller so anzog: »Jedes Buch hat mir in einem ganz bestimmten Moment meines Lebens etwas über mich selbst verraten, jedes Buch war eine Felspitze, nach der ich greifen konnte, um mich hochzuziehen oder ein Stück weiter nach oben zu steigen« (S. 47), sagt sie. Und so gelingt ihr, dass man nun nicht nur ihre Bücher, sondern auch die Aharon Appelfelds lesen will.

*Maja Rehbein*

---

1 Newell Convers Wyeth (1882–1945): Fox in the Snow, ca. 1935, Öl auf Holz, 72,4 x 104,1 cm, Arkell Museum at Canajoharie, New York

## Die Wiedergewinnung von Epiphania

PETER SELG: **Epiphania – Fest der Geisttaufe**, Verlag des Ita Wegman Instituts, Arlesheim 2020, 160 Seiten, 20 EUR

Jedes Weihnachten, das »vor der Tür steht«, fordert uns neuerlich auf, die Ausmaße dessen mit Erkenntnis zu durchdringen, was da »gefeiert« werden mag. Hierfür kann indirekt – im Sinn der Unterscheidung – ein Büchlein eine große Hilfe sein, das von Peter Selg mit dem Titel »Epiphania – Fest der Geisttaufe« schon im vergangenen Jahr erschienen ist. Es handelt sich um drei Aufsätze, die Selg 2008 erstmals unter dem Titel: »Das Ereignis der Jordantaufer – Epiphania im Urchristentum und in der Anthroposophie Rudolf Steiners« im Verlag Freies Geistesleben veröffentlicht hatte.

Weihnachten als zentrales Fest der Christgeburt, was für uns selbstverständlich ist, geht im Grunde vor allem auf eine päpstliche Setzung im ausgehenden 4. Jahrhundert zurück, durch die das lebendige Verständnis der Jordantaufer als Christgeburt allmählich zurückgedrängt wurde – bis dahin, dass der Vorgang dieser Taufe inhaltlich heute ein Fremdkörper in der

(amts-)kirchlichen Verkündigung ist. Beredtes Zeugnis davon, welches klare Bewusstsein vom geistigen Gehalt der Jordantaufer im Urchristentum vielerorts vorhanden war und welchen Substanzverlust das Christentum durch die wachsende Veräußerlichung erlitten hat, die durch die angedeutete Entwicklung geschehen ist, wird im ersten Aufsatz dargelegt.

Die anthroposophisch erweiterte Christologie, wie sie von Rudolf Steiner in etlichen Vorträgen beschrieben und von einzelnen Schülern Steiners wie z.B. Rudolf Frieling – dem das vorliegende Büchlein gewidmet ist – aufgegriffen wurde, verbindet alte, kaum mehr verständliche Lehren mit dem Grundgedanken der Bewusstseinsentwicklung. Steiner vermochte einen Begriff davon zu vermitteln, durch welche Erlebnisse, Erfahrungen und Leiden Jesus von Nazareth in der Zeit seiner Jugend und seines Heranwachsens schließlich in die Lage kam, in der Taufe im Jordan den kosmischen

Christus-Geist zu empfangen. Anhand einer Synopse der Steinerschen Charakterisierungen des Vorgangs der Jordantaufe im Allgemeinen und im Besonderen hinsichtlich der Taufe Jesu macht Selg dieses »größte Ereignis der Erdenentwicklung« (Rudolf Steiner) von verschiedenen Seiten zugänglich: »In Rudolf Steiners anthroposophischer Christologie vollzog sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts und von der Öffentlichkeit anfänglich unbemerkt – dann jedoch radikal abgeurteilt und in die Sphäre der ›gnostischen‹ Häresie überstellt – die Wiederaufrichtung des Epiphania-Gedankens, unter Beibehaltung und Steigerung seiner weihnachtlichen Implikationen.« (S. 73)

Ein dritter, kurzer Aufsatz widmet sich im engeren Sinn der Verwandtschaft des anthroposophischen Impulses mit dem Johannes des Täufers, insofern dieser die Erscheinung des Christus in der physischen Welt vorbereitete, jene wiederum den Menschen Schulungs- und Erkenntnismittel an die Hand gibt, um für die neuerliche, anders gartete Erscheinung (Epi-

phanie!) bereit zu sein: »Im Duktus dieses Neuen, der neuen christlichen Mysterien, die zunehmend Wirklichkeit werden wollten, arbeitete dann – zwei Jahrtausende später – Rudolf Steiner, als ein moderner ›Täufer‹ des Geistes und in Richtung einer Erlösung des Denkens, einer Ausbildung des menschlichen Ichs in seiner Beziehung zum kosmischen Welten-Ich, dem Christus-Wesen« (S. 79)

Mit der klaren und feierlichen Epiphania-Predigt des großen Alanus ab Insulis (12. Jh.), aus der vor Jahren von Bruno Sandkühler herausgegebenen Reihe von Predigten dieses bedeutenden Christenlehrers, eingeleitet durch Selg, schließt das Buch ab, ergänzt durch einen umfangreichen Anhang mit Belegen, weiterführenden Zitaten und Erläuterungen.

Dass die Neuauflage in einem anderen Verlag und mit einem neuen Titel herausgegeben wird, ist etwas irritierend; hierdurch aber kann das Buch die Reihe der Selg-Texte zu den christlichen Festzeiten ergänzen.

*Johannes Roth*

## Der Transhumanismus und seine Überwindung

**EDWIN HÜBNER: Menschlicher Geist und Künstliche Intelligenz – Die Entwicklung des Humanen inmitten einer digitalen Welt**, Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2020, 432 Seiten, 28 EUR

Die Zukunft der Menschheit ist bedroht. Die Gefahren, von denen diese Bedrohung ausgeht, beispielsweise die Klimakatastrophe und die Entwicklung immer tödlicherer Waffensysteme, werden in der Öffentlichkeit diskutiert. Die vielleicht größte Gefahr ist aber nur wenigen Menschen bekannt: der Transhumanismus. Dieser Denkansatz strebt eine Verschmelzung von Mensch und Maschine an. Durch diese Verschmelzung soll der Mensch unsterblich und intelligenter werden.

Dieses auf den ersten Blick geradezu abartig wirkende Ziel macht der Verfasser verständlich, indem er auf Entwicklungen hinweist, die den Transhumanismus vorbereitet haben und an die er anknüpfen kann. Edwin Hübner erinnert an antike Mythen, die von künstlichen Menschen erzählen. In der Neuzeit vertraten

dann verschiedene Philosophen die Auffassung, der Mensch sei so etwas wie eine biologische Maschine. Diese Vorstellung führte dazu, dass man menschenähnliche Automaten baute, die von den Zeitgenossen bestaunt wurden. Sie interessierten sich vor allem für die Zahnräder und Federn im Inneren der Automaten. Die Menschen hatten den Eindruck, die Automaten würden ihnen zeigen, wie das menschliche Innere funktioniert.

Im 20. Jahrhundert haben dann *Science-Fiction*-Romane und entsprechende Filme die Vorstellung populär gemacht, dass Maschinen dem Menschen immer ähnlicher werden und schließlich Eigenschaften entwickeln, mit denen sie den Menschen übertreffen. Parallel dazu entwickelte sich die künstliche Intelligenz und übernahm im praktischen Leben immer

mehr Aufgaben. Der Verfasser schreibt dazu: »Führende Wissenschaftler und Manager, die die Entwicklung im Bereich der künstlichen Intelligenz aus nächster Nähe verfolgen, und überschauen, woran derzeit gearbeitet wird, beginnen sich ernsthafte Sorgen um die Zukunft der Menschheit zu machen.« (S. 60)

Um den Transhumanismus zurückzuweisen, macht der Verfasser deutlich, dass zwischen künstlicher und menschlicher Intelligenz ein gewaltiger Unterschied besteht. Hübner zitiert den Beginn eines Lehrbuchs über Mikroprozessoren: »Ein Computer kann nicht ›denken‹, er kann nur die vom Programmierer eingegebenen Befehle der Reihe nach ausführen.« (zitiert auf S. 112) Zu dieser kritischen Sicht der Leistungsfähigkeit des Computers passt die anthroposophische Auffassung des Denkens. Rudolf Steiner erklärt, dass das menschliche Denken in Verbindung mit den Schöpfermächten steht, die genau das hervorgebracht haben, worüber der Mensch gerade nachdenkt.

Für den Transhumanismus hingegen spricht alles dafür, dass Computer denken können. Er kann sich dabei auf die meisten Hirnforscher stützen, die davon ausgehen, dass Gedanken und Gefühle durch Aktivitäten des Gehirns hervorgebracht werden. Bei Hübner heißt es dazu: »Die Neurobiologen sprechen dem Menschen nicht nur das Ich ab, sie sprechen dem rational denkenden Menschen auch ab, dass er selbst denken kann. Sie wollen ihm einreden, dass das Gehirn denke und er als Mensch nur der unbeteiligte Zuschauer dessen sei, was dem Gehirn gerade beliebt zu produzieren.« (S. 120)

Wenn das Gehirn eine Maschine ist, dann kann man diese, so die Auffassung der Transhumanisten, auch nachbauen. Dieser Nachbau soll natürlich nicht aus Blut, Muskeln, Nerven und dergleichen bestehen, sondern aus unvergänglichen Materialien, und so perfekt sein, dass der Mensch den Inhalt seines vergänglichen Gehirns auf das künstliche übertragen kann. Ray Kurzweil, der bekannteste Vertreter des Transhumanismus, nennt das Jahr 2045 als Zeitpunkt, von dem an solche Übertragungen möglich sein sollen. In diesem Zusammenhang wird von »Singularität« gesprochen.

Hübner macht deutlich, dass der Transhumanismus, ausgehend von Silicon Valley, weltweit vorangetrieben wird. Von Jahr zu Jahr gewinnt er mehr Anhänger und mehr Einfluss. Es ist daher nötig, dieser Strömung entschieden entgegenzutreten. Hübner tut das mithilfe der Anthroposophie. Sie ist in der Lage, die Fragen nach Wesen, Aufgabe und Schicksal des Menschen so zu beantworten, dass Hohlheit und Irrsinn des Transhumanismus offensichtlich werden. Die Anthroposophie macht aber auch verständlich, warum der Transhumanismus für viele Menschen so attraktiv ist.

Während der Lektüre des Buches habe ich mich gefragt, wer davon angesprochen wird und wer damit wahrscheinlich nichts anfangen kann. Geht man davon aus, dass die materialistische Weltansicht den geistigen Boden des Transhumanismus bildet, dann könnte man meinen, seine Anhänger könnten durch spirituelle Gedankengänge nicht erreicht werden. Da muss aber Folgendes bedacht werden: Es gibt einerseits überzeugte Materialisten, die sich ihrer Sache sicher sind und ihren Standpunkt ausdrücklich vertreten. Und dann gibt es Menschen – das ist die größere Gruppe –, denen bisher im Leben nichts anderes begegnet ist als materialistisch geprägte Ansichten. Sie sind deswegen aber nicht festgelegt und können auch andere Standpunkte einnehmen, wenn sorgfältig argumentiert wird. Die vielen Anmerkungen, die zum Buch gehören, es sind über fünfhundert, sind Ausdruck dafür, dass der Verfasser bemüht ist, Probleme von den verschiedensten Seiten zu beleuchten. Das überzeugt, schafft Vertrauen und nimmt jene Leser mit, die sich einen kleinen Ruck geben müssen, um dem Autor folgen zu können.

Auch wer die Anthroposophie kennt, wird das Buch mit Gewinn lesen. Bei dieser Gelegenheit wird auch deutlich, dass man durch die Anthroposophie in die Lage versetzt wird, zu aktuellen Problemen Stellung zu beziehen. Dazu gehört der Hinweis auf Entwicklungsschritte im Denken, die gegangen werden müssen, damit ein Problem wie der Transhumanismus wirklich überwunden werden kann.

Heinz Buddemeier